

# Vom Tod unbändiger Lebenskraft

Autor(en): **Ulrich, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **51 (1999)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-931810>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Von Tod und unbändiger Lebenskraft

Fünf Jahre «Visions du réel», 30 Jahre Dokumentarfilmfestival Nyon – Grund genug zum Feiern. Am Genfersee war dies jedoch kein Anlass für rauschende Feste oder nostalgische Rückschau: Das reichhaltige Programm vom 19. bis 25. April stand ganz im Zeichen der Überzeugung, dass der Dokumentarfilm auch weiterhin eine Zukunft hat.

Franz Ulrich

In einem bescheidenen Festakt würdigte Bundespräsidentin Ruth Dreifuss die Verdienste von Moritz und Erika de Hadeln, die das Festival gegründet und 25 Jahre lang geleitet hatten, und von Jean Perret, der mit seinem Team seit fünf Jahren neue Akzente gesetzt hat – mit Erfolg, denn mit rund 15'000 Eintritten konnte erneut ein Zuwachs verzeichnet werden. Dieser Erfolg ist der UBS, dem Hauptsponsor des Festivals, zu wenig, denn die reichste Schweizer Bank will ihre Unterstützung nach dem Jahr 2000 beenden und stattdessen den werbewirksameren Sport sponsern. Der kulturelle Wert einer Veranstaltung wie der von Nyon, wo immer wieder die grossen Themen unserer Zeit und des menschlichen Lebens dargestellt, befragt und analysiert werden, spielen offenbar gegenüber rein kommerziellen Erwägungen keine Rolle mehr.

Dabei hat das Festival Nyon mit der diesjährigen Ausgabe erneut gezeigt, dass das Dokumentarfilmschaffen nach wie vor über eine erstaunliche Vitalität, Vielfalt und Relevanz der Themen verfügt. Während die Wettbewerbsfilme der meisten grossen Spielfilmfestivals bis zur Hälfte längst Bekanntes aufwärmen und mehr oder weniger überflüssig sind, gab es im «Concours» von Nyon höchstens zwei, drei Filme, auf die man hätte verzichten können. Zum Wettbewerb kamen als weitere Schwerpunkte Sonderveranstaltungen mit Werken der Österreicherin Lisl Ponger, des Amerika-Schweizers Robert Frank (vgl. ZOOM 5/99) und der Amerikanerin Jennifer Fox, deren zehnteiliger Zyklus «An American Love Story», eine ungewöhnlich umfassende Dokumentation des Privatlebens einer US-Mittelstandsfamilie, ein beson-

ders zahlreiches Publikum zu interessieren vermochte (und der auch am Fernsehen DRS zu sehen sein wird). Aufgeteilt auf sieben Sektionen, waren rund 110 Werke programmiert, von denen ein einzelner Zuschauer bestenfalls rund die Hälfte zu «bewältigen» vermochte.

Dokumentarfilme sind für viele vermutlich deshalb so interessant, weil sie über Lebensumstände, Probleme und Erfahrungen berichten, mit denen sich auch der Zuschauer konfrontiert sieht, oder weil sie seinen Erfahrungshorizont mit ganz anderen, fremdartigen Schicksalen und Lebensweisen bereichern. Besonders spannend wird ein Festival immer dann, wenn mehrere Filme zum gleichen oder einem ähnlichen Thema gezeigt werden. Im Kopf des Zuschauers treten die Werke zueinander in Bezug, es kommt zwischen ihnen zu einem faszinierenden Dialog. In diesem Jahr waren es u. a. Themen wie Tod, Tschernobyl, Gewalt, Macht, starke Frauen. Dieser Bericht muss sich aus Platzgründen auf wenige Beispiele beschränken.

## Der Tod an der Arbeit

Ein «Monstrum» von Film ist der fast fünfeinhalbstündige Bericht «Halott kepke szall tova...» (Tote Flügel fliegen...) des Ungarn Gabriel Dettre, der das über mehrere Wochen sich hinziehende Sterben eines alten Mannes mit der Kamera begleitet. Um den Tod seines Vaters verarbeiten zu können, suchte Dettre eine direkte Auseinandersetzung mit dem Tod. In einem Sterbehospiz wird er mit Sandor Tavaszy bekannt gemacht, der sich bereit erklärt, sein Sterben bei sich zuhause filmen zu lassen. Dettre installiert sein Kamera- und Tonteam im Sterbezimmer. Während der Todkranke sich

an seine Vergangenheit erinnert, enthüllen sich den Filmern (und den Zuschauern) die Etappen eines intellektuell reichen und bewegten Lebens. Er war Schriftsteller, aber sein spirituell und religiös engagiertes Werk war zwei Jahrzehnte lang verboten. Als Sekretär des von den Kommunisten zu lebenslänglicher Haft verurteilten Kardinal Mindszenty wurde er ebenfalls verhaftet, interniert und gefoltert. Als Übersetzer aus dem Englischen, Italienischen, Lateinischen, Portugiesischen und Spanischen machte er vor allem Lateinamerikaner wie Asturias, Marquez und Neruda in Ungarn bekannt. Die Kamera nimmt teil an Gesprächen mit Besuchern und Freunden, an alltäglichen Verrichtungen, vor allem aber an der innigen Verbundenheit Tavaszy mit seiner Frau, die ihn unermüdlich pflegt, und an seiner ständigen Angst, dass sie in der Stunde des Todes nicht bei ihm sei. In solchen Szenen erzählt der Film auch die Geschichte einer innigen, unverwüsthlichen Liebe.

Unvergesslich das schöne, von einem schlohweissen Bart umrahmte Gesicht dieses Greises, sein allmähliches Ermaten und Verdämmern, bis ihn eines Nachts der Tod erlöst, von der Kamera zum Glück nicht beobachtet, denn die intimsten Momente menschlichen Lebens – Zeugung und Tod – gehören nicht an die Öffentlichkeit gezerrt. Was diesen Film zu einem ergreifenden Dokument macht, sind – neben der Würde dieses Sterbens – Respekt und Sensibilität, mit denen Dettre es möglich und erträglich macht, einem Prozess beizuwohnen, der jedem von uns unausweichlich bevorsteht. Und man erhofft sich, das eigene Sterben ereigne sich in einer ähnlichen Atmosphäre der Geborgenheit und Liebe. ►



► Während Dettre als Beobachter immer eine gewisse Distanz behält, sucht Johan von der Keuken in *«Laaste worden – mijn zusje Joke»* (Letzte Worte – meine Schwester Joke) mit seiner Videokamera der an einem tödlichen Krebs leidenden Schwester ganz nahe zu kommen. Mit einfachsten Mitteln und fast unbewegter, aber liebevoll anteilnehmender Kamera hat van der Keuken 51 Minuten zweier Gespräche mit ihr aufgezeichnet. Hinter der Kamera stehend, stellt er ihr Fragen. Die Psychotherapeutin zieht eine sehr bewegende Bilanz ihres Lebens, spricht über ihre Krankheit, ihren Tod und die für sie wichtigsten Dinge im Leben und Sterben. Ein sehr berührender Film – und doch beginnt man, an den ungarischen Film denkend, etwas zu vermissen, und man möchte dem Bruder zurufen: Stell doch die Kamera weg und nimm deine Schwester in die Arme...

Im Mittelpunkt von *«Pawel i Ljalja»* des Russen Viktor Kossakowski (ausgezeichnet mit dem Preis «TSR-Visions du réel», ex aequo mit *«Pripyat»*, vgl. ZOOM 5/99, S. 43) steht nicht der sterbende Pawel, sondern seine Frau Ljalja. In St. Petersburg waren die beiden Lehrer des angehenden Filmemachers Kossakowski. Als Pawel erkrankte, zog das Paar nach Jerusalem, wo sie Kossakowski fünf Jahre später mit der Kamera besucht. Pawel ist inzwischen todkrank und wird von seiner Frau mit äusserster Selbstlosigkeit und Hingabe gepflegt. In nur 30 Minuten zeichnet der Film ein liebevolles, intimes Bild Ljaljas, dieser ungeheuer vitalen, scheinbar unverwundlichen Frau, wobei es ihm mehrmals gelingt, packende und in ihrer Art einmalige Szenen festzuhalten: etwa wenn Ljalja ihr üppiges, hüftlanges und ergrautes Haar büstet und von ihrer Mutter erzählt, oder wenn sie sich selbst das Weinen verbietet, sich Mut zuspricht und sich auf einmal tröstend an Kossakowski wendet, der hinter der Kamera in Schluchzen ausgebrochen ist.

Einen ganz anderen Ton schlägt der

Deutsche Jan Peters in *«Dezember 1–31»* an, der entstanden ist, weil Peters – ähnlich wie Gabriel Dettre – eine Möglichkeit suchte, um den Tod eines Freundes zu verarbeiten. Jeden Tag hat Peters sich selbst, seine Umgebung und seine alltäglichen Verrichtungen gefilmt, ständig auf der Suche nach Spuren des Freundes und Erinnerungen an ihn. Nach drei Minuten zeigt einfallendes Licht jeweils das Ende der Filmspule an, worauf die Szene abbricht, oft mitten in einem Satz. Das auf Video, Super-8 und 16mm gedrehte Material wurde zu einem 31-teiligen Tagebuch zusammengehängt. Alle 31 Teile



«Divorce Iranian Style» von Kim Longinotto und Ziba Mir-Hosseini

unterscheiden sich formal voneinander, das Ganze wirkt anarchistisch, experimentell, im Off ständig begleitet von einem nie abbrechenden Gequassel voller pseudophilosophischer Ergüsse, das jedoch nie zur blossen Geschwätzigkeit ausufert, weil alle drei Minuten Pause ist. Trotz aller verspielten Schnoddrigkeit und Zufälligkeit kommen immer wieder Betroffenheit, Schmerz und Trauer über den Verlust des Freundes zum Vorschein. Der auf den ersten Blick extrem individualistische und wie eine Parodie auf dokumentarische Authentizität wirkende Film wird überraschenderweise zu einem provokativen (Zerr-)Bild einer verunsicherten Welt.

### Unzerstörbare Lebensenergie

In drei der bisher genannten Filme sind es Frauen, die ganz starke Kräfte mobilisieren können, um dem Tod Widerstand zu leisten. Ein ganz ungewöhnliches Mass an

Lebensenergie prägt auch die Rom-Zigeunerin Ceijka Stoika, die der Österreicherin Karin Berger in *«Ceijka Stoika»* ihr Leben erzählt. Als Kind kam sie in die KZ von Auschwitz und Bergen-Belsen, wo die meisten ihrer Angehörigen umgebracht wurden. Nach dem Krieg gelang es ihr, trotz Schwierigkeiten und rassistischen Anfeindungen für sich und ihre Kinder eine Existenz als Geschäftsfrau aufzubauen. Heute ist sie auch eine angesehene Buchautorin, Malerin und Sängerin. Wie stark das Trauma der Vergangenheit diese Frau immer noch bedrückt, wird offenbar, als sie bei der Beschreibung des KZ-Horrors und der ständig rauchenden Kamine nach Worten ringt und dann dieses Bild erfindet: «Sogar der Tod hat Angst gehabt, weil er so viele Tote nicht auf einmal wegbringen konnte.»

Ums Überleben geht es auch in Michel Daërons *«La chaconne d'Auschwitz»* (Preis der Jugend): Nach über 40 Jahren berichten zwölf Mitglieder des Frauenorchesters, für das sie bei der Ankunft im KZ ausgewählt wurden, während Eltern, Geschwister und andere Angehörige in die Gaskammern geschickt wurden. Das Orchester musste manchmal zum Vergnügen der Schergen aufspielen, meist jedoch für deren Opfer an der Lagerrampe: Die Tanzmusik sollte die Opfer ablenken, ihnen eine heile Welt vorgaukeln, um sie gefügiger in die Todeskammern zu bekommen. Das Orchester war für diese Frauen lebensrettend, aber noch heute quälen sie Schuldgefühle, weil sie den Nazis geholfen haben, die Opfer zu täuschen – bis zum letzten Augenblick.

Ein ungewöhnlicher Film über starke Frauen ist auch *«Divorce Iranian Style»* von Kim Longinotto und Ziba Mir-Hosseini. Die britisch-iranische Koproduktion vermittelt einen Einblick in den Alltag eines Ehe- und Familienrichters in Teheran, was im Westen so nicht gedreht werden könnte und schon gar nicht im Iran, hätte man bisher geglaubt. Ein Richter hört sich mit salomonischer Ruhe



«Herr Zwilling und Frau Zuckermann» von Volker Koepp

und Geduld Tag für Tag die Klagen der Frauen über ihre Männer an. Obwohl die rechtliche Stellung der Frauen im Iran gegenüber den Männern schlecht und ungerecht ist, verbreitet der Film keineswegs Resignation oder Mutlosigkeit. Im Gegenteil, diese Frauen wehren sich mit unglaublicher Nachdrücklichkeit und Hartnäckigkeit, mit List und Finten und einer Wortgewandtheit, die des Richters Geduld bis aufs Letzte fordert. Eindrücklich auch die Solidarität der Frauen: Im Eingang zum Gerichtsgebäude halten sich immer ein paar Frauen auf und beraten die vor Gericht Geladenen in Kleidungs- und Make-up-Fragen, damit sie nicht durch ihr blosses Aussehen schon den Unwillen der gestrengen Herren auf sich ziehen. Geradezu eine Kino-Sternstunde ist die Szene, in der die kleine Tochter der Sekretärin in Abwesenheit des Richters, der zum Gebet in die Moschee gegangen ist, seinen Amtssitz besteigt und den Richter parodiert.

Ein Höhepunkt des Programms war der mit dem Hauptpreis ausgezeichnete Film «Herr Zwilling und Frau Zuckermann» des Deutschen Volker Koepp. Die beiden Protagonisten leben in Czerno-

witz im Osten der Ukraine und gehören zu den letzten Juden, die dort geboren sind. Beide haben den schlimmsten Horror des Holocaust und widrigste politische Wechselfälle überlebt, auf eine für den Mann und die Frau sehr unterschiedliche Weise: Herr Zuckermann ist ein abgründiger Pessimist und rechnet immer mit dem Schlimmsten, Frau Zuckermann nimmt alles mit stoischer Ruhe zur Kenntnis und lässt sich nicht unterkriegen. Jeden Abend treffen sie sich, wobei Herr Zuckermann meist eine Hiobsbotschaft mitzuteilen hat, die Frau Zuckermann sarkastisch zu kontern weiss. Sie tauschen Erinnerungen an das tragische Schicksal der Juden aus und üben sich – als letzte Überlebende einer Kultur, die Deutsche auf brutalste Weise auszumerzen suchten – im Gebrauch der deutschen Sprache; Frau Zuckermann ist u. a. eine exzellente Celan-Kennerin. Diese 90-jährige Frau, die immer noch Sprachunterricht erteilt, besitzt eine unverwüsthche Vitalität, die ständig in ihrem Sarkasmus, ihrer Lakonik und ihrem jüdisch gefärbten, umwerfenden Mutterwitz zum Ausdruck kommt. Dieses äusserst gegensätzliche, sich jedoch auch auf seltsame Weise

ergänzende Paar ist ein beeindruckendes Beispiel für Menschenwürde, das den grössten Respekt verdient.

## Stehaufmännchen

Als Schweizer Uraufführung zeigte Alfredo Knuchel «Vaglietti zum dritten», seinen zweiten langen Dokumentarfilm. Während anderthalb Jahren hat Knuchel Stefano Vaglietti begleitet, der 1989 und 1991 Schweizermeister im Amateurboxen war und sich zur Zeit vorbereitet, um den Titel ein drittes Mal zu gewinnen. Wie schon bei «besser und besser» (1996) hat Knuchel einen Protagonisten gewählt, der nicht zum vornherein mit der Sympathie der Zuschauer rechnen kann. Vaglietti stammt aus der sozialen Unterschicht, ist in schwierigen Verhältnissen aufgewachsen, war drogensüchtig und hat eine Anklage wegen Vergewaltigung am Hals. Scheinbar ein geborener Verlierer und Geschlagener, rappelt er sich wie ein Stehaufmännchen – typisch Boxer? – immer wieder auf, schlägt zurück und sucht seinen Weg zwischen Aggressivität und einem unzerstörbaren Überlebenswillen. Auf diesen Film wird ZOOM zurückkommen, wenn er im Herbst ins Kino kommt. ■